

Die Freuden des freien Schriftstellerberufs

Helden der Aufklärung leben von der Feder in den Mund: Zwei gelehrte Bücher illustrieren die Macht dieser Ursprungslegende des literarischen Marktes.

Als der Autor dieser Zeilen vor drei Jahren nach Cambridge kam, machte unter den lokalen Historikern gerade das Gerücht die Runde, Richard Evans habe für seine dreibändige Geschichte des Dritten Reiches ein Honorar von einer Million Pfund erhalten. Erstaunlich war an diesem Gerücht für den Neuankömmling nicht nur der Betrag, sondern auch das Prestige, das es Evans einbrachte. Niemand schloss vom großen Geld auf einen geringen Gehalt des Buches, im Gegenteil, Missgunst drückte sich höchstens im Gegengerücht aus, die Summe sei in Wirklichkeit kleiner gewesen. Evans enthielt sich geschickt jeglichen Kommentars, vermittelte aber seinen Literaturagenten, den berühmt-berüchtigten Andrew Wylie, ein enge Kollegen an der Fakultät. Mittlerweile hat das eine oder andere Professorenhäuschen in Cambridge einen „Wylie-Wing“ und Richard Evans den „Regius Chair“.

Dem literarischen Markt, soviel lässt die Episode erkennen, kommt in der englischsprachigen Gelehrtenkultur ein anderer Stellenwert zu als in der kontinentaleuropäischen – auch symbolisch. Wie aber ist der Unterschied historisch zu erklären? Selbst jene britischen Historiker, die heute akademischen und kommerziellen Erfolg elegant verbinden, sind sich nicht sicher: Zum einen stellen sie sich in eine nationale Tradition schriftstellerischen Unternehmertums, die bis zu David Hume und Samuel Johnson („No man but a blockhead ever wrote, except for money“) zurückreiche, zum andern aber sehen sie ihre Position im literarischen Markt als etwas grundsätzlich Neues.

Der Rückbezug auf das Aufklärungszeitalter kommt nicht von ungefähr, steht dieses doch im Zentrum der klassischen Ursprungslegende des literarischen Marktes. Ihr zufolge ging im achtzehnten Jahrhundert das Wachstum des Buchhandels mit der Entstehung eines neuen Autorentyps einher, der auch in seinem Leben eine kritische Unabhängigkeit von staatlichen und kirchlichen Autoritäten begründet habe. Sie habe ihren praktischen Ausdruck im Versuch gefunden, aus dem goldenen Käfig der höfischen Patronage auszubrechen und „von der eigenen Feder“ zu leben. Zwar habe der Versuch regelmäßig in finanziellem Elend und gesellschaftlicher Verachtung geendet, aber mit ihrem heroischen Scheitern hätten die Aufklärer den „freien“ Schriftstellern der Moderne den Weg geebnet. Diese Legende wird in einer Reihe nationalgeschichtlicher Variationen erzählt; die Pionierrolle, die in England Johnson und Hume zugeordnet ist, gehört in Frankreich den *philosophes* und Rousseau, in Deutschland Klopstock und Schiller. Die Erzähllogik ist überall die Gleiche: Politisches Rebellentum verlangt freies Schriftstellertum.

Wie mächtig die Legende noch immer ist, zeigt das Buch „The Enlightenment Past“ von Daniel Brewer. Inspiriert von Foucault, will der amerikanische Literaturwissenschaftler „unsere historische Determiniertheit“ durch die Aufklärung zum Gegenstand des Nachdenkens machen. Seine Ausführungen spiegeln jedoch eher, wie sehr Brewer selbst im modernen Aufklärungs-narrativ gefangen ist. Gedankenlos identifiziert er die Aufklärung mit dem Wirken der Pariser *philosophes* – eine Blickverengung auch im innerfranzösischen Kontext, die allein der „Selektionsleistung“ des modernen Aufklärungsdis-



„Serena Reading“ ist der Titel dieses Gemäldes von George Romney. Serena ist die Heldin des Langgedichts „The Triumphs of Temper“, das William Hayley 1780 publizierte. Das Buch behandelt die Prüfungen einer empfindsamen jungen Dame, die schließlich mit einer glücklichen Ehe belohnt wird. Im Buch wie auf dem 1782 publizierten Stich nach Romneys Gemälde wird das Buch, in das sich die Heldin versenkt, identifiziert: der sentimentale Roman „Evelina“ von Fanny Burney. Für weitere Selina-Bilder saß Emma Hart, die spätere Lady Hamilton, Romney Modell. 1791 schrieb sie dem Maler, die Lektüre Hayleys habe aus ihr Lady Hamilton gemacht, da sie sich Selina zum Vorbild genommen habe. Hayleys Buch erlebte sechs Auflagen in acht Jahren; der Historiker Edward Gibbon schrieb Hayleys Erfolg der Werbung der Herzogin von Devonshire unter den Damen der höheren Stände zu.

Foto National Portrait Gallery

kurses zuzuschreiben ist. Diesem bleibt Brewer auch verhaftet, wenn er unter den *philosophes* jene Autoren zu finden meint, die sich vom Patronagesystem erfolgreich gelöst hätten.

Von ganz anderem Kaliber ist „The Literary Market“ von Brewers Landsmann und Fachkollege Geoffrey Turnovsky. Ebenfalls am Beispiel Frankreichs nimmt Turnovsky die Legende des literarischen Marktes gründlich auseinander. Er beginnt mit einer Statistik über die Einkünfte heutiger Buchautoren: Demnach gibt es kaum Schriftsteller, die „von der Feder“ leben; vielmehr herrscht, selbst bei kommerziell erfolgreichen Autoren, das eklektische Anzapfen verschiedener Einkommensquellen oder die kontinuierliche Ausübung eines anderen Brotherufs vor. Damit unterscheiden sich heute französische Autoren, wenn es um das Auskommen geht, nur geringfügig von den schriftstellenden Amateuren des Ancien Régime.

Wie aber steht es dann um die *philosophes*? Turnovsky portraitiert sie als Agenten eines Kulturwandels ohne Strukturwandel. Der stolze Selbstbestimmungsanspruch eines Voltaire, die beißende Patronagekritik eines d’Alembert, die trotzigen Unabhängigkeitsdemonstrationen eines Rousseau waren nicht im Geringsten vom Traum einer freien Schriftstellerexistenz im literarischen Markt beseelt. Im Gegenteil, wer von seinen Bucherlösen leben musste, galt den *philosophes* als gescheiterte Kreatur, unfähig zur Schöpfung großer Werke. Ein „freier“ Autor zu sein, hieß für sie noch immer, die eigenen Publikationen von kommerziellem Kalkül rein zu halten. Entsprechend sahen die *philosophes* keinen Widerspruch darin, in ihren Schriften als unabhängige Autoritätskriti-

ker aufzutreten und gleichzeitig ihren Lebensunterhalt aus Pensionen und Gratifikationen zu bestreiten. Ihre Modernität, so könnte man Turnovskys Argumentation noch weitertreiben, bestand eher darin, dass sie ihrem Status als öffentliche Kritiker durch Staatsgelder und Staatsämter offizielle Anerkennung verleihen wollten.

Anstatt nun aber die Geschichte des literarischen Marktes von den *philosophes* abzukoppeln, schreibt sie Turnovsky so um, dass diese die Protagonisten bleiben. Wie geht das? Turnovsky plädiert dafür, den literarischen Markt und den Buchhandel begrifflich auseinanderzuhalten: die symbolische Sphäre, in der Autoren mit ihren Publikationen öffentlichen Kredit erwerben oder verlieren, und die ökonomische Sphäre fasst, in der sie finanziell belohnt oder ausgebeutet werden. Die *philosophes* hätten die Entstehung des literarischen Marktes insofern befördert, als sie den Leistungsausweis über den persönlichen „record of published writings“ bestimmten. Damit hätten sie sich aus dem Dilemma früherer Gelehrten generationen gelöst, die als Autoren in Konflikt mit dem höfischen Bescheidenheitskodex geraten seien und daher eigene Werke oft anonym oder gar nicht veröffentlicht hätten.

Diese Überlegungen sind zwar hochinteressant, aber wenig überzeugend. Turnovskys Einordnung der *philosophes* als Pioniere der Publikationsliste verträgt sich schlecht mit dem Umstand, dass viele von ihnen anonym publiziert haben – sogar dann noch, als sie kaum mehr im Visier der Zensur standen. Noch problematischer ist, dass sich Turnovsky mit der Abtrennung des literarischen Marktes vom Buchhandel und der Beschränkung auf Frankreich von der Legende des literari-

schen Marktes nur bedingt lösen kann. Um sie zu überwinden, müsste man gerade das Gegenteil tun: den Buchhandel in den Mittelpunkt stellen und eine vergleichende Betrachtung wählen.

Der europäische Büchermarkt wurde im achtzehnten Jahrhundert weniger von Paris als von Amsterdam, Brüssel und London aus modernisiert. In Großbritannien, wo die staatliche Vorzensur 1695 aufgegeben und das Copyright 1709 eingeführt worden war, forderte der Historiker und Journalist James Ralph schon 1758, man solle Autoren nicht dafür kritisieren, dass sie sich für ihre Bücher bezahlen lassen, sondern „jene am meisten wertschätzen, die mit ihren Werken am meisten Geld verdienen“. Hier wird der literarische Markt also bereits mit jener Sanktionsgewalt ausgestattet, die heute unter britischen Historikern wirksam ist.

Dass er diese Gewalt ausüben konnte, ist jenen Figuren zuzuschreiben, denen Turnovsky nur eine Statistenrolle gibt: Druckern, Verlegern und Buchhändlern. So wie es heute die Wylies, nicht die Evanses sind, die den literarischen Markt umgestalten, waren es im achtzehnten Jahrhundert die Verleger, nicht die Schriftsteller, die die Expansion des Büchermarktes vorantrieben, auf den Schutz von Urheberrechten drängten und die Zensur zum Erliegen brachten. In der Geschichte des literarischen Marktes sind die Autoren mehr Bewegte als Bewegter.

CASPAR HIRSCHI
Daniel Brewer: „The Enlightenment Past: Reconstructing Eighteenth-Century French Thought“. Cambridge University Press, 2008. 272 S., geb., 67,99 €.

Geoffrey Turnovsky: „The Literary Market: Authorship and Modernity in the Old Regime“. University of Pennsylvania Press, 2009. 280 S., geb., 49,99 €.

Gelobt sei der Bierbauch

Asfa-Wossen Asserates Nachträge zu den „Manieren“

Ein äthiopischer Prinz schwärmt für „Häkeldeckchen mit Bügelfalte“ und Speisekarten, die „speckig und mit braunem Kunststoff überzogen“ sind. Hätte man diese Vorlieben jemandem zugetraut, der in afrikanischen Palästen und feinen britischen Anzügen aufgewachsen ist? Asfa-Wossen Asserates Votum für das Dekor der deutschen Kleinbürgertums mündet in eine Herzensergießung: „Und wenn ich heute auf einer solchen Karte den Satz entdecke: ‚Draußen nur Kännchen!‘, durchstrahlt mein Inneres ein Gefühl der Geborgenheit, und ich weiß: Hier bin ich zu Hause.“

Mag sein, dass diese Äußerung neben sanfter Ironie ein bisschen taktische Schmeichelei enthält – seit der Französischen Revolution umgarnt die Aristokratie das einfache Volk, um sich mit ihm gegen die politisch und stilistisch auftrumpfende Mittelschicht zu verbünden. Wer Asfa-Wossen Asserates vor drei Jahren erschienene Autobiographie „Ein Prinz aus dem Hause Davids“ kennt, weiß jedoch, dass sein Bekenntnis zur Kännchen-Kultur aufrichtig ist.

Der 1948 geborene Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers Haile Selassie wurde in Addis Abeba von deutschen Kindermädchen und deutschen Lehrern erzogen. Schillers Verse und Schweinebraten flößten ihm Germanophilie ein. Als Student in Tübingen entging er dem Putsch des kommunistischen Diktators Mengistu in Äthiopien, musste jedoch aus dem Exil ohnmächtig verfolgen, dass sein Vater wie der Kaiser ermordet und seine nächsten Familienangehörigen jahrzehntlang gefangen gehalten wurden. Zugleich tobte um ihn an der Universität die Kulturrevolution der Achtundsechziger mit ihren linksradikalen Parolen und bisweilen vulgären Ausschreitungen.

Angesichts dieser Umsturz-Erfahrungen verwundert es nicht, dass der Prinz zumeist für das Althergebrachte optiert – selbst wenn es in seiner neuen Heimat ästhetisch nicht immer geglückt ist. Im Gegensatz zum „ein wenig würdelosen“ Gehetze des „Coffee to go“ und zur milchverdünnten Weltläufigkeit des Late macchiato verweisen Häkeldeckchen und Porzellankännchen immerhin auf überlieferte Formen.

Solche Gedanken sprach Asfa-Wossen Asserate schon in seinem Buch „Manieren“ aus. Das hochgebildete Werk war im Jahr 2003 ein Überraschungserfolg bei Publikum und Kritik. Als unterhaltsame europäisch-deutsche Sittengeschichte passt es im Bücherregal eher neben die Essays Michel de Montaignes oder die Reiseschilderungen des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau als neben die (durchaus lesenswerten) Benimmfißeln einer Sybil Gräfin Schönfeldt oder einer Gertrud Oheim.

Asfa-Wossen Asserates neue Publikation „Draußen nur Kännchen“ versammelt Nachträge zu den „Manieren“. Beispielsweise erläutert der Autor, dass gutes Benehmen für Journalisten nahezu unmöglich sei, weil ihr Beruf nun einmal Großsprecherei und Indiskretion verlange. Oder er führt das unerwartet fein abgestufte hierarchische Zeremoniell in der Geschäftswelt vor. Die meisten Kapitel sind landeskundlichen Schilderungen gewidmet.

Wie schon in den „Manieren“ tritt der Aristokrat für Eigenheiten ein, die oft als „typisch deutsch“ geschmäht werden: Sein „Lob des Spießers“ wird nun ergänzt durch das „Lob der Kartoffel“, die „Verteidigung der Provinz“, die Ehrenrettung von Helmut Kohls Strickjaken-Außenpolitik oder die Apologie bierseliger Gemütlichkeit: „Ging vom deutschen Bierbauch tatsächlich jemals Gefahr für das Wohl des Landes aus?“ Asfa-Wossen Asserate argumentiert als Therapeut deutscher Minderwertigkeits-

komplexe – mit dem Wohlwollen und der Distanz des eingemeindeten Fremden. Er erinnert seine Leser an den alltagskulturellen Reichtum ihrer Heimat und beklagt das negative Verhältnis vieler Deutscher zu ihrer Nation und deren Symbolen. Es zeige sich etwa im lieblosen Umgang mit der Landessprache bei der Rechtschreibreform oder im fehlenden Respekt gegenüber dem Amt des Bundespräsidenten.

Dem Landes- und Sittenkundler ist bewusst, dass dieses negative Nationalgefühl Reaktion auf die historische Schuld der NS-Zeit ist. Die sich aufdrängende Frage – was war am Nationalsozialismus typisch deutsch? – erörtert er jedoch nicht. Schon bei seinem Bestseller fiel auf, dass dem Exkurs zu den „Manieren im Kommunismus“ keine Betrachtung des sozialen Stils unter Hitler folgte. Die aktuelle Essay-Sammlung umkreist diese Leerstelle mit indirekten Hinweisen. In einem Kapitel über die eigentümlich deutsche Forderung nach der Überwindung des „inneren Schweinehundes“ heißt es mahnend: „Appelle zur Pflichterfüllung, die nicht an ethische Prinzipien gebunden sind, erscheinen mir heute ebenso schal und unsinnig wie Benimmregeln, die sich nicht aus dem Prinzip der Nächstenliebe ableiten.“ Zuvor lobt der Autor die Bundesrepublik als „mustergültig funktionierende Demokratie“, ein Rückfall der Deutschen in frühere Gepflogenheiten ist demnach nicht zu befürchten.



Deutschland 2020, wie Thilo Sarrazin es an die Wand malt: Draußen gibt es nur noch Wasserpfeife. Foto Matthias Lüdecke

So gerne man aus der Feder Asfa-Wossen Asserates etwas über sittliche Brüche und Kontinuitäten im Nationalsozialismus erfahren hätte: Seine Dezenz in dieser Frage wird mindestens drei gute Gründe haben. Erstens fühlt sich der ehemalige Flüchtling offenbar weiterhin an die diplomatische Zurückhaltung des Gastes gebunden. Zweitens schreibt er bevorzugt als teilnehmender Beobachter, somit scheidet die Ära des Nationalsozialismus als Thema aus. Drittens lässt sich dessen Barbarei allein auf dem Feld der Umgangsformen nicht erklären – schon gar nicht im Rahmen von unterhaltsamer Salonliteratur.

FELIX JOHANNES ENZIAN
Asfa-Wossen Asserate: „Draußen nur Kännchen“. Meine deutschen Fundstücke. Scherz Verlag, Frankfurt am Main 2010. 189 S., geb., 18,95 €.